

Ozan Zakariya Keskinliç
MUSLIMANIAC

Ozan Zakariya Keskinliç

MUSLIMANIAC

Die Karriere eines Feindbildes

 Edition
Körber

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Ozan Zakariya Keskinliç 2021. Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Michael Gaeb.

© Edition Körber, Hamburg 2021

Umschlagillustration: Nes Kapucu

Umschlag: Groothuis. www.groothuis.de

Herstellung: Das Herstellungsbüro, Hamburg |

www.buch-herstellungsbuero.de

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-89684-289-3

Alle Rechte vorbehalten

www.edition-koerber.de

Inhalt

Einleitung: Unter Verdacht	9
1. Koloniale Diagnosen	29
2. Kanak Attak Reloaded	45
3. Die Verwandlung zum islamischen Schreckgespenst	69
4. Orientalika. Über Exotismus und Barbarei	101
5. Geschlechterfeindbilder	128
6. Queer Dschihad	149
7. »Nichts als deutsch redende Orientalen«? – Sprache, Kunst und das Märchen der Leitkultur	182
8. Poetischer Islam	204
Danksagung	224
Anmerkungen	226
Quellennachweis Interventionen	263

Für Marwa El-Sherbini (1977–2009)

Der Zustand des Fremdseins hat mich vergessen
lassen, was ich wünsche; vielleicht aber kannst
du – Gott stärke dich – mir sagen, was ich will.

– IBN KHALDUN (1332 – 1406)

Einleitung: Unter Verdacht

Alles schien darauf angelegt, mich zum Schweigen zu bringen und von dem abzulenken, der ich war, mich zu jemand anderem zu machen. Damit begann mein lebenslanger Kampf gegen die Launenhaftigkeit und Heuchelei einer Macht, deren Autorität sich ausschließlich auf ihre ideologische Selbstdarstellung stützte, der zufolge sie moralisch handele, im guten Glauben und mit den besten Absichten.

– EDWARD W. SAID, *Am falschen Ort*

Auf meinem Rechner sammle ich schon seit einigen Jahren Zuschriften »besorgter Bürgerinnen und Bürger«, die in mir so etwas wie den Pressesprecher der »islamischen Welt« sehen. Anders kann ich mir die Vielzahl von Nachrichten nicht erklären, die mich regelmäßig per E-Mail, über Social-Media-Kanäle, manchmal sogar ganz traditionell auf dem Postweg erreichen. Da ist zum Beispiel Herr A. Er schickt mir eine selbst erstellte Excel-Liste diverser Gräueltaten, die von Musliminnen und Muslimen weltweit begangen wurden oder begangen worden sein sollen, penibel sortiert nach Datum, Ort und Ausmaß der Brutalität. Er bittet mich um Stellungnahme bis zur kommenden Woche.

Meistens sind die Nachrichten kurz und knackig. »Ich

werde dir 9/11 niemals verzeihen«, schrieb mir ein Unbekannter auf Facebook. Bis dato wusste ich noch nicht, dass ich höchstpersönlich für die Anschläge auf das World Trade Center verantwortlich war, und erschrak für einen Moment über die Hinterlistigkeit, mit der ich sogar mich selbst betrog. Einige Zeitgenossen fordern mich auf, das Land zu verlassen, am besten bis morgen. Anderen reicht diese Vorstellung nicht, sie wünschen mir gleich den Tod.

Zum Glück gibt es mitunter kreative und einfallsreiche Zuschriften, die mich manchmal sogar zum Lachen bringen. Vor zwei Jahren erreichte mich in meinem Hochschulpostfach ein handschriftlich verfasster Brief von Herrn F., der sich als FDP-Mitglied vorstellte. Er begann den Brief damit, mehrfach zu betonen, dass er Afghaninnen und Afghanen Deutschunterricht gibt und zwar kostenlos. Herr F. schrieb, dass er weltoffen ist. Dass Hass und Gewalt durch nichts zu rechtfertigen sind. Das klang alles sehr schön. Doch meine langjährige Erfahrung als unbezahlter Pressesprecher der »islamischen Welt« lehrte mich, dass nach der Mitteilung solch aufopfernder Gesten am Anfang eines Briefes das Aber nicht weit entfernt sein kann.

Und tatsächlich, da kam die Einschränkung schon im nächsten Satz. Die Grenzen der Toleranz des Herrn F. waren nämlich nun erreicht. Er störte sich generell an den Muslim:innen. In seinem Brief beklagte er, dass das Kopftuch Alltag geworden sei und dass die Liste an Gewalttaten, die diese Menschen begehen, gar nicht in seinen Brief passen würde. Dafür hätte er auch keine Zeit.

Aber mir eigens ein Bild zu malen, dafür schon. Dem Brief war eine selbst gemalte Zeichnung beigelegt. Sie zeigt eine Frau, einmal in Niqab und einmal in Burka. Dunkle Wassermalfarben auf DIN A4. Die Notiz zum Kunstwerk lautet: »Diese Dame hätte ich so nicht gewählt – es ist Frau Bundeskanzlerin Merkel.«

Das Bild habe ich eingerahmt und über meinen Schreibtisch gehängt. Es erinnert mich daran, dass die »Islamisierung Deutschlands« ganz nach Plan verläuft. Den Eindruck haben jedenfalls nicht wenige Menschen im Land. Einmal abgesehen von PEGIDA, den *Patriotischen Europäern gegen die Islamisierung des Abendlandes*, und der *Alternative für Deutschland* (AfD), fühlt sich fast die Hälfte »durch die vielen Muslime hier (...) manchmal wie ein Fremder im eigenen Land«¹. 27,4 Prozent – in Ostdeutschland sogar 40,2 Prozent – plädieren dafür, Musliminnen und Muslimen die Zuwanderung nach Deutschland zu verbieten. Der Vorwurf lautet Unterwanderung und Überfremdung. Das muss man sich auf der Zunge zergehen lassen: Einwanderungsverbot, weil muslimisch.

Zwanzig Jahre nach der Geburtsstunde der »Leitkultur-Debatte« und zehn Jahre nach der Veröffentlichung von Thilo Sarrazins Hetzschrift, Sie wissen welche, steht die Warnung vor »dem« Islam als Gefahr für Gesellschaft, Demokratie und Rechtsstaat auf der Tagesordnung. Über die Kultur und Religion der Anderen wird leidenschaftlich debattiert und gestritten, in der medialen Berichterstattung und auf Demonstrationen gegen Migration und Asyl, in Polit-Talkshows über Terror und

Gewalt, in wissenschaftlichen Studien über vermeintlich integrationsunwillige muslimische Jugendliche oder ganz beiläufig auf der familiären Weihnachtsfeier und in der Supermarktschlange.

Der Islam weckt Misstrauen. Er symbolisiert das Fremde, mit ihm ist eine Liste unzähliger Defizite assoziiert, die es zu korrigieren oder abzuwehren gilt. Er funktioniert wie eine Mülltonne, in die Probleme entsorgt werden können, um den Rest der Gesellschaft von seiner Verantwortung freizusprechen und das eigene Gewissen reinzuwaschen. Die Sozialpädagogin und Rassismuskforscherin Iman Attia spricht deshalb auch von einer »Muslimisierung« gesellschaftlicher Probleme und Debatten. Sie schreibt: »Indem politische, gesellschaftliche und soziale Phänomene zunehmend mit ›der Religion‹ der anderen verknüpft werden, können eigene Anteile an diesen Phänomenen und am problematischen Verhältnis zueinander geleugnet werden. (...) Die Lage der Anderen wird mit deren ›Kultur‹ begründet, die wesentlich durch ›ihre Religion‹ geprägt sei, ›der Islam‹ sei für desolate Zustände verantwortlich und gefährde darüber hinaus ›uns‹.«²

Kein Wunder also, dass einige meinen, sie würden Sexismus, Homofeindlichkeit, Antisemitismus, Gewalt und Terror abschaffen, indem sie gegen »den« Islam auf die Barrikaden gehen und die Einwanderung von »den« Musliminnen und Muslimen und »den« Geflüchteten ablehnen. Oder indem sie Frauen mit Kopftuch die Ausübung des Lehrerinnenberufs untersagen und gegen

den Bau einer Moschee in ihrem Stadtviertel protestieren. Nicht gerade überzeugende Maßnahmen für mehr Demokratie, Freiheit und Sicherheit.

Der Islam ist der Sündenbock unserer Zeit, er ist wie ein verzerrtes Spiegelbild, in dem sich Europa selbst idealisiert: rational, modern, egalitär und entwickelt.

Seit Jahren wird darüber diskutiert, ob der Islam zu Deutschland gehört, ohne zu verstehen, dass die Leidenschaft, mit der das geschieht, bereits beweist, wie abhängig das Land von »seinen Fremden« geworden ist. Ohne Islamdebatte kein Deutschland mehr. Und wer dazugehören will, betreibt »Islamkritik«, das gehört zum guten Ton. Mich hat das Wort schon immer irritiert. Es klingt so, als gäbe es »den« Islam als absolute Kategorie, eine Art Bauklotz, mit klaren Ecken und Kanten, in eindeutiger Farbe und immer gleichem Muster. Er muss kritisiert und korrigiert werden, dieser Islam, weil er sonst nicht zu den restlichen Bauklötzen passen würde, weil das Haus sonst zusammenbricht. Islamkritik, das heißt: Kritik am Islam ist überlebensnotwendig.

Während Islam und Kritik wie Pech und Schwefel aneinanderkleben, genießt das Christentum ein unsichtbares Privileg. Das Wort Christentumkritik gibt es nicht mal. »Das« Christliche verkörpert Menschenwürde und Nächstenliebe. Es wird mit Europa und Demokratie verknüpft. »Der« Islam bildet seine Antithese. Dem positiven Christlich-Europäischen steht das negative Islamisch-Orientalische gegenüber. Deshalb muss es offensichtlich das Wort Islamkritik geben, genauso wie den »politischen Islam«³.

Einen solchen Straftatbestand forderte der österreichische Kanzler Sebastian Kurz wenige Tage nach dem islamistischen Angriff in Wien im November 2020, »um gegen diejenigen vorgehen zu können, die selbst keine Terroristen sind, aber den Nährboden für solche schaffen«. Als dann auch noch im selben Twitter-Thread von der »Einführung eines Imame-Registers« die Rede war,⁴ lief mir ein eiskalter Schauer über den Rücken. Das klingt nach Gesinnungsstrafrecht für Musliminnen und Muslime. Da müssten doch Alarmglocken läuten. Ich will mir nicht vorstellen, wie leicht ein Straftatbestand »politischer Islam« missbraucht werden kann. Ohnehin fehlt dem Begriff jede definitorische Trennschärfe.

Manch ein Experte behauptet, dieser ominöse politische Islam wäre eine viel gefährlichere Ideologie als der Wahabismus oder der Salafismus.⁵ Gefährlicher deshalb, weil seine Anhängerinnen und Anhänger sich tarnen, Integration nur vorspielen, sich bewusst distanzieren, sich nett und freundlich geben, aber in Wirklichkeit andere Pläne verfolgen würden. Wer so etwas sagt, lädt die Gesellschaft dazu ein, in allen Muslim:innen heimliche Islamist:innen zu vermuten. Mit einem solchen Pauschalverdacht, wie er in den letzten Jahren öfters laut wird, schert man alle über einen Kamm, die die gesellschaftliche und politische Bühne als Muslim:innen betreten.

Und tatsächlich: Im Juni 2021 stellte die umstrittene »Dokumentationsstelle Politischer Islam« in Österreich eine »Islam-Landkarte« vor. Über 600 Moscheen, islamische Gemeinden und Einrichtungen wurden kartogra-

fiert. In den Kurzbeschreibungen werden u.a. auch ethnische Zugehörigkeiten und weltanschauliche Ausrichtungen verzeichnet. Das alles soll angeblich Transparenz schaffen, fördert in Wirklichkeit aber nur Misstrauen. Rechtsextreme nutzten das Serviceangebot für ihre Zwecke. Sie montierten Warnschilder vor mehreren Moscheen in Wien mit der Aufschrift »Achtung! Politischer Islam in deiner Nähe«. Und an die Tür einer Moschee in Salzburg schmierte jemand: »Der Führer ist wieder zurück«. Trotzdem hält die österreichische Regierung weiterhin an diesem Projekt fest. Um die Sicherheit von Muslim:innen geht es wieder einmal nicht.

Längst wird der Begriff »politischer Islam« instrumentalisiert, um muslimische Menschen pauschal zu beschuldigen. Unter ihm kann all das zusammengeführt werden, was Islamkritikerinnen und -kritiker an muslimischen Menschen im Allgemeinen und an ihren kulturellen und religiösen Praktiken im Speziellen verdächtig und nicht kompatibel mit »dem westlichen Leben« finden. Die Debatten gehen nicht über das plakative, sog. islamkritische Vokabular hinaus. Auf das ist man angewiesen, das zieht im Wahlkampf, nicht nur ganz weit rechts, sondern bei allen, die sich von Islamthemen von Herzen gern gruseln lassen.

»Bei der Besessenheit mit muslimischen Menschen und dem Islam habe ich die Befürchtung, dass Sebastian Kurz das Kalifat in Österreich ausrufen möchte«, amüsierte sich die Journalistin Nour Khelifi über den Fall. Auch sie fordert Bekenntnisse zu Demokratie und Rechtsstaat – und das zur Abwechslung einmal von Sei-

ten österreichischer Parteien und Politikerinnen und Politiker, deren Nähe zu rechter Ideologie, zu Rassismus, Antisemitismus und Burschenschaften gerne unter den Teppich gekehrt wird. »Und da frage ich mich mal ganz ungeniert: Respektieren ÖVP und FPÖ die österreichische Verfassung?«⁶

Das ist eine gute Frage, die sich ebenso auf Deutschland beziehen lässt. Und das nicht nur mit Blick auf die AfD und ihre Unterstützerkreise. Die wenigsten würden hierzulande einen Straftatbestand »politisches Christentum« einführen wollen, und ebenso wenig überraschend existiert auch dieses Wort in unserem Sprachgebrauch nicht. Dabei streben christliche Fundamentalistinnen und Fundamentalisten politische Macht an. In Polen wollen sie Abtreibungen verbieten und ziehen LGBTQI+⁷-Aktivist:innen vor Gericht, weil sie auf einem Protestplakat den Heiligenschein der Madonna in Regenbogenfarben dargestellt haben. In den USA erklären radikale christliche Predigerinnen und Prediger die Linke zum satanischen Bösen, das bekämpft werden müsse. Auch in Deutschland bieten christliche Fundamentalistinnen und Fundamentalisten sogenannte »Konversions-Therapien« an, um Homosexuelle zu »heilen«.⁸ Der norwegische Attentäter Breivik, der Anschläge in Oslo und Utøya beging und 77 Menschen ermordete, sah sich als moderner Kreuzritter. Von der sagenumwobenen Nächstenliebe ist jedenfalls nichts zu spüren, wenn Rechtsextreme auf christliche Symbolik zurückgreifen. Zum Beispiel auf die *Reconquista* Spaniens im 15. und 16. Jahrhundert, als jüdische und mus-

limische Menschen von der iberischen Halbinsel nach Nordafrika vertrieben wurden. In ihrem Namen *Reconquista Germanica* griff eine rechtsextreme Gruppe derartige Vertreibungsfantasien explizit auf.

So tief ist die hiesige Gesellschaft vom Feindbild Islam durchdrungen, dass sie Musliminnen und Muslime erst gar nicht als gleichberechtigte Bürgerinnen und Bürger mit legitimen politischen Forderungen nach Teilhabe und Schutz, etwa vor rechter Gewalt, wahrnehmen kann. Weder im Inland noch im Ausland. In Guantánamo wird von Folter an muslimischen Gefangenen berichtet. Im neuseeländischen Christchurch wurden Moscheen angegriffen und Muslim:innen ermordet. Auch in Indien erfährt die muslimische Minderheit Hetze und Anfeindungen auf offener Straße bis hin zu brutalen Pogromen. In Myanmar und in China nimmt die Verfolgung genozidale Ausmaße an. Das erregt hier nicht die gleiche Aufmerksamkeit wie jene Fälle, in denen die Tatpersonen selbst Musliminnen oder Muslime sind.

Antimuslimischer Rassismus⁹ wird geleugnet oder kleingeredet. Doch das Problem ist real, und es kann tödlich enden. Auch in Deutschland. Das hat der Mord an Marwa El-Sherbini am 1. Juli 2009 aufs Schrecklichste gezeigt. Sie saß im Dresdener Landgericht, um gegen den Angeklagten auszusagen, der sie auf einem Spielplatz als Terroristin und Islamistin beschimpft hatte. Im Laufe der Strafverhandlung warf sich der Angeklagte plötzlich auf die im dritten Monat schwangere Frau und ermordete sie mitten im Gerichtssaal mit 18 Messerstichen. Elwy Ali Okaz, der Ehemann, eilte ihr zur Hilfe,

wurde von einem Polizisten mit dem Täter verwechselt und selbst angeschossen.

Der Fall hat sich mir tief ins Bewusstsein gegraben. Hier war eine Mitbürgerin, die in Sicherheit und Würde leben wollte. Die es nicht duldet, beschimpft und gedemütigt zu werden. Wer hätte gedacht, dass sie ausgerechnet dort ermordet werden würde, wo sie Gerechtigkeit durch den Rechtsstaat einforderte? Zu wenigen in diesem Land sagt der Name Marwa El-Sherbini etwas. Oft vergessen wir die Namen der Opfer, während sich die Täter medial verewigen und so ihren Weg in die Köpfe Gleichgesinnter finden, ihnen zeigen, dass es möglich ist zu töten, und sie dazu ermutigen, es ihnen nachzutun.

Den 1. Juli hat der Rat muslimischer Studierender & Akademiker (RAMSA) zum Tag gegen antimuslimischen Rassismus ausgerufen. An diesem Datum finden bundesweit Veranstaltungen statt, um auf diesen paradigmatischen Fall aufmerksam zu machen und die Stimme gegen den grassierenden Hass auf Musliminnen und Muslime zu erheben. Denn Anschläge auf Moscheen und Unterkünfte, genauso wie Beschimpfungen und körperliche Angriffe auf offener Straße sind für viele muslimische Menschen, besonders für Frauen mit Kopftuch, an der Tagesordnung. Allein im Jahr 2020 zählte die Kriminalstatistik 1026 islamfeindliche Straftaten.¹⁰ Das ist ein Anstieg von 8 Prozent. Im Vergleich zum Vorjahr nahm die Zahl der durch Gewalttaten Verletzten zu. 2019 starben zwei Menschen in Folge eines Übergriffes. Antimuslimischer Rassismus kann töten.

Doch der gesellschaftliche Aufschrei bleibt aus, obwohl die Gefahr von rechts hoch ist und das Leben von Muslim:innen ebenso wie das von Schwarzen Menschen¹¹, von Jüd:innen, Sinti:zze und Rom:nja und vielen anderen People of Color¹² bedroht. Für ihre Bedürfnisse, ihre Sorgen und Ängste, ihre Forderungen nach Repräsentation und gleichberechtigter Teilhabe gibt es kaum Gehör. Stattdessen überschatten Misstrauen, Islamismusvorwürfe und eine Integrationsdebatte nach der anderen das alltägliche Leben.

Sobald Musliminnen und Muslime davon berichten, dass sie Rassismus erfahren, macht sich Genervtheit breit. Da wird relativiert, bagatellisiert und geschimpft, was das Zeug hält. Wer es wagt, antimuslimischen Rassismus beim Namen zu nennen, der wird belächelt und als ideologisch verblendet dargestellt. Dem wird vorgeworfen, Fürsprecher des Islamismus zu sein. Der wird aufgefordert, sich selbst von Gewalt und Terror zu distanzieren. Als wäre die Tatsache, dass man die Diskriminierung von muslimischen Menschen beanstandet, ein Beweis dafür, dass man Gewalt, die von Musliminnen und Muslimen ausgeht, ganz wunderbar finden würde. Oder als könnten sie überhaupt gar keine »echten« Opfer sein.

Es muss doch möglich sein, das, was muslimische und als solche wahrgenommene Menschen an Hass und Ausschluss erfahren, konsequent zu verurteilen, ohne reflexhafte Abwehr, kulturelle Vorurteile oder den Hinweis auf die Verbrechen islamistischer Terrorgruppen. Was sagt das über unsere Gesellschaft aus, wenn wir

es nicht schaffen, Rassismus ohne Wenn und Aber zu kritisieren und Opfer zu unterstützen?

»Seit ich denken kann«, habe ich einmal in einem Gastbeitrag auf *Zeit Online* geschrieben, »fühle ich mich in diesem Land wie ein Problem. Ich muss erklären, woher ich komme, woher meine Eltern kommen, die Großeltern und die Urgroßeltern. Ich muss beweisen, dass ich kein böser Muslim bin, sondern die freiheitlich-demokratische Grundordnung achte. Immer wieder stehe ich unter dem Druck, meine Zugehörigkeit unter Beweis zu stellen. Aber das Integrationsversprechen löst sich einfach nicht ein. Egal, wie gut Deutsch man spricht, wie sehr man sich gesellschaftlich einbringt, man wird nicht als einer von hier gesehen.«¹³ Ich habe viele Jahre gebraucht, um zu verstehen, dass das Problem nicht bei mir liegt. Es ist der Blick, der mich zum Fremden macht. Es sind die Schimpfnamen, die mir das Gefühl der Unzulänglichkeit geben und mein Leben einengen, die meiner Existenz nur einen kleinen begrenzten Rahmen zugestehen. Dieser Raum, auf den ich verwiesen werde, und diese Sprache, in die ich gefangen genommen werde, reichen nicht aus, um zu sein, wer ich bin. Das Vokabular der Dämonisierung, mit dem ein Mensch aufwächst, hinterlässt Spuren im Bewusstsein, im Handeln und Denken über sich und die Welt.

Dafür steht der Titel dieses Buches: *Muslimaniac*. Darunter verstehe ich eine jahrhundertealte Diagnose, die Muslim:innen zum Problem erfindet – sexuell, gesundheitlich, kulturell, religiös, politisch. Sie werden beob-

achtet, erforscht, inspiziert, korrigiert, abgewehrt. Sie gelten als Außenseiter und Eindringlinge, als gewalttätige Fremdlinge. Sie werden in kolonialhistorischen und zeitgenössischen Debatten misstrauisch beäugt und pathologisiert, mit Krankheit und Gefahr in Verbindung gebracht, herabgewürdigt und deklassiert.

Die Figur des *Muslimaniac* steht für eine strukturelle Paradoxie: Musliminnen und Muslime sollen Loyalität unter Beweis stellen, sich integrieren und anpassen, sich zu Rechtsstaat und Demokratie bekennen, den Schritt aus der Tradition in die Moderne machen und sich »nach westlichem Vorbild« weiterentwickeln. Die Liste an Forderungen ist lang, doch das Versprechen auf Gleichheit und Gerechtigkeit löst sich nicht ein. Es besitzt nur eine Alibifunktion. Das Idealbild eines »guten«, »integrierten« Muslims dient dazu, »böse« Muslime ins Visier zu nehmen. Doch wer »gut« und wer »böse« ist, das liegt in der Hand der mehrheitsdeutschen Autorität.

Die Karriere dieses Feindbildes reicht weit zurück. Sie steht im Zusammenhang mit anderen Feindbildern und Diskursen über »die« Ausländer, »die« Migranten, »die« Geflüchteten, über »die« Gastarbeiter, »die« Asiaten und »die« Afrikaner, über »die« Menschen mit Migrationshintergrund. Und sie ist identitätsstiftend – in beide Richtungen. Die Anderen werden herabgewürdigt, »wir Deutsche (Österreicher, Franzosen, Niederländer, Europäer ...)« idealisiert. Den Anderen werden Rechte verwehrt, »unsere« Privilegien gesichert.

Muslimaniac – in diesem Wort mischt sich die Fremdkonstruktion mit dem Geist des Ausbruchs aus den Ste-

reotypen. Es steht für europäische Fantasien und Sehnsüchte nach Homogenität und Kontrolle, die sich am Feindbild Islam ausbilden. Aber genauso für die Gefühlswelt von Musliminnen und Muslimen selbst. Dafür, was es heißt, in ein Integrationskorsett gezwängt zu werden und sich ununterbrochen beweisen zu müssen. Es steht für die Diskrepanz zwischen Fremd- und Selbstbild. Dafür, sich in den Debatten, die über den eigenen Kopf hinweg geführt werden, nicht mehr erkennen zu können. Die Anfeindungen und Anschuldigungen, die Stereotype und Verschwörungsmythen – sie stecken wie ein Kloß im Hals. Es ist schwer, unter der Last der Fremdbilder ein selbstbestimmtes Ich auszubuchstabieren.

»Wenn *ich*, eine sichtbare Muslimin, bei Rot über die Straße gehe, gehen mit mir 1,9 Milliarden Muslim*innen bei Rot über die Straße«, schreibt die Autorin Kübra Gümüşay. »Eine ganze Weltreligion missachtet gemeinsam mit mir die Verkehrsregeln.«¹⁴ Muslim:in in Deutschland und Europa zu sein bedeutet, für die Fehler anderer zur Rechenschaft gezogen zu werden. Es heißt, niemals ich, immer die Anderen zu sein. Es heißt, sich unerwünscht zu fühlen und zum Gegenbild deutscher Identität und Tugend erfunden zu werden. Zum Schreckgespenst Europas, zur »Gefahr der Islamisierung«, einem hartnäckigen Gerücht.

Das passiert nicht ohne einen Funken irrwitziger Paradoxie, denn blickt man genauer auf die Debatten, müsste einem die Absurdität direkt ins Auge stechen. Wie Schrödingers Katze¹⁵ trotzen auch muslimische

Menschen allen physikalischen Grenzen. In islamfeindlichen Weltbildern heißt es einerseits, »die« Musliminnen und Muslime seien »den« Deutschen unterlegen: sie hätten ein niedriges Bildungsniveau, würden nicht richtig Deutsch lernen und sich weiter in ihrer rückständigen Kultur abschotten. Andererseits betreten Muslim:innen die Bühne im Zeichen von Übermacht und List: Sie würden den Rechtsstaat bedrohen, wird behauptet, öffentliche Institutionen infiltrieren und Deutschland abschaffen. Das setzt schon eine gewisse Intelligenz oder wenigstens strategisches Kalkül und auch Macht voraus – und das ausgerechnet von einer Kultur, die doch der europäischen Zivilisation gar nicht gewachsen sein soll.

Schrödingers Muslime können also, folgt man den widersprüchlichen Stereotypen, mehrere Dinge zur gleichen Zeit sein: Über »die« muslimischen Männer heißt es, sie würden Frauen den Handschlag verweigern, weil sie auf das andere Geschlecht herabblicken und für sie die Berührung anderer als der eigenen Ehefrau sexuell und sündhaft wäre, *gleichzeitig* wird davor gewarnt, dass »die« muslimischen Männer Frauen begripschen und sexuell belästigen – beides liege in ihrer Religion und Kultur begründet. Ebenso heißt es, »die« Muslim:innen würden sich nicht integrieren und sich stattdessen in »Parallelgesellschaften« isolieren – aber *gleichzeitig* wird beklagt, dass muslimische Frauen mit Kopftuch Lehrerinnen werden wollen. Dabei ist das doch ein Beruf, der für gesellschaftliche Teilhabe und sozialen Aufstieg steht. Dann lieber doch als Putzkräfte engagieren, da

verletzt die religiöse Kleidung offenbar keine Neutralitätsgefühle. Im Übrigen ist es bereits skurril genug, dass Frauen mit Kopftuch Berufsverbote erteilt oder der Ausbildungsplatz verweigert, sie auf offener Straße bespuckt und angegriffen und ihnen der Hijab gewaltsam heruntergerissen wird, *weil* der Islam sie unterdrückt und gar nicht zu Deutschland passt. Das ist eine merkwürdige Art, Frauen zu befreien.

Natürlich sind Schrödingers Muslime wie andere »ausländische« Menschen auch dafür bekannt, »den« Deutschen die Arbeitsplätze wegzunehmen – *gleichzeitig* plündern sie die Sozialkassen und leben von Hartz IV, sie reisen sogar nur deshalb hierher, um Leistungen für sich und die zehn-, nein zwanzigköpfige Familie zu erschleichen. Aus Kriegsgeflüchteten und politisch Verfolgten werden »Wirtschaftsflüchtlinge« gemacht; aus Menschen, die z.B. aus der Türkei migriert sind, werden »Gastarbeiterinnen« und »Gastarbeiter«, die einfach nicht zurückgehen; aus ihren Nachkommen werden Menschen mit Migrationshintergrund in zweiter, in dritter, in vierter, wenn es so weitergeht vielleicht auch in zehnter oder zwanzigster Generation.

Das Prinzip sollte klar geworden sein: Die Anderen sind ein hoffnungsloses Problem, immer und überall, vor allem wenn es sich um Muslim:innen handelt. Sie werden als Übeltäter:innen diskreditiert und »die« Deutschen als ihre Opfer imaginiert, als geknechtetes Volk *im eigenen* Land. In Konsequenz erscheint die Ausgrenzung von muslimischen Menschen, ihre Kontrolle und Beobachtung, ihre Verdrängung und Bestrafung

wie eine Art Selbstverteidigung. Das ist die subtile und perfide Argumentationsstrategie antimuslimischer Verschwörungstheorien.

Für mich als Muslim in Deutschland und Europa bedeutet das, damit irgendwie klarkommen zu müssen. Es bedeutet, mich nach Normalität und Akzeptanz zu sehnen und mir schmerzhaft Fragen zu stellen, auf die es nicht immer Antworten gibt. Ich frage mich zum Beispiel, wer ich heute wäre, wer ich hätte sein können und wie ich schreiben würde, wenn es diese klischeebeladenen Debatten um Migration und Integration nicht gäbe, wenn »der« Islam nicht ständig für »das Böse« herhalten müsste. Und wenn ich nicht damit beschäftigt wäre, Antworten zu finden auf Fragen, die tagein, tagaus wie Regen auf einen herunterprasseln. Denn egal wie oft ich die Klamotten wechsele und wie regenfest sie zu sein scheinen – ich stehe doch immer wieder nass in der Kälte.

Es gibt im Leben Augenblicke, da die Frage,
ob man anders denken kann, als man denkt,
und anders wahrnehmen kann, als man sieht,
zum Weiterschauen oder Weiterdenken un-
entbehrlich ist.

– MICHEL FOUCAULT

Und trotzdem sind wir diesen Zumutungen und Zuschreibungen nicht völlig ausgeliefert. Es gibt Möglichkeiten politischer Interventionen und künstlerischer, auch literarischer, ja poetischer Wege, die altherge-

brachte Architektur der Sprache über Muslim:innen und Migrant:innen, über Islam und Orient zu öffnen, sie zu brechen und zu sprengen und neue Utopien zu bauen.

Davon erzählt dieses Buch: Es geht mir darum, den Rassismus zu entlarven, der sich mit dem Deckmantel der Meinungsfreiheit und Religionskritik tarnt. Doch hierbei will ich nicht aufhören. Ich möchte die notwendigen Räume öffnen für Stimmen, Biografien und Wirklichkeiten fremdgemachter Menschen, sie würdigen und danach befragen, wie andere Erinnerungen die Karriere des Feindbildes unterlaufen können, wie sie Sehnsüchte nach Reinheit und Homogenität durchkreuzen, wie die Grenzen irritiert, verwirrt und verwischt werden können.

Das ist der Versuch, am Fundament der deutschen Islamdebatte zu rütteln und sie in einen größeren historischen und politischen Zusammenhang zu stellen. Der Wunsch, die gewohnten Ordnungen abzuschütteln und lieber produktives Chaos zu schaffen. Die Hoffnung, als Gesellschaft zu lernen, Veränderungen mit Offenheit und Gelassenheit zu begegnen. Denn das sind die Voraussetzungen, um miteinander in Solidarität leben zu können, um uns gegenseitig zu sehen und zu hören, und um werden zu können, wer wir sein wollen.

Dafür muss ich zurückblicken und die Vergangenheit rekapitulieren, Schritt für Schritt; ich muss Fragen an die Geschichte stellen, um zu verstehen, wie alles begonnen und sich entwickelt hat. Ich möchte das Setting erweitern und zeigen, in welchem breiten Kontext Debatten

über Muslim:innen stehen, was ihre Vorläufer sind und worin die Verwandtschaft zu anderen Diskriminierungsformen besteht. Ich muss die historischen Koordinaten abstecken und das Geschehen verorten. Wo liegen die Schnittstellen zu Gender und Sexualität? Wer sind »die« muslimische Frau und »der« muslimische Mann? Was hat es mit den Projektionen auf sich, den sexualisierten Fantasien, den gewalttätigen Bildern? Wie wurde und wird über Orient und Islam geschrieben, gedacht und gesprochen, wie werden sie gemalt, fotografiert und ausgestellt? Und welche Rolle spielen Religion, Migration, Kultur, Kunst, Medizin, Wissenschaft und Politik im Umgang mit Menschen, die zum Gegensatz europäischer Lebensart erfunden werden?

Ich muss schreiben über die Geburt meiner Tochter, die Erstuntersuchung, die Diagnose »Mongolenfleck«, über den Hintergrund des »Migrationshintergrundes«, über migrantische Kämpfe in der Vergangenheit und die aktuellen Widerstände. Ich muss schreiben über meine Verwandlung vom Gastarbeiterenkelkind zum islamischen Schreckgespenst. Über alte und neue Interventionen. Ich muss schreiben über die verschütteten Erinnerungen in diesem Land, die darauf warten, von uns allen aufgewirbelt zu werden. Und über eine poetische Vision, die uns als Gesellschaft lehrt, mit Pluralität, mit Widersprüchen und Ambivalenzen umgehen zu können.